Das richtige Verhältnis zur Zeit[*]

O. F. Bollnow

Abstract: Time, in a human life, has been defined in modern philosophy, psychology and psychopathology as a well-organized structure. The question concerning the right relation to time has not been treated so often. Hereby, different aspects have to be considered. (1) Inasfar as time can be seen as a perpetually flowing stream, the duty arises to fit in (one-self), in the right way, without haste and without tarrying, in the course of time. This demands the virtue of imperturbability. (2) From the experience of continuous wane results the desire for steadiness in eternity. The penetration into temporality is successful in two ways: in the absolute determination of existence, and in the experience of the great, over-whelming happiness. But these moments are rare. (3) In the relation to the future, again two interrelated possibilities have to be distinguished. On one side, it has to be planned responsibly but, on the other side, all plans are limited by fate and accident. Opposite to the deeply experienced threat lies the true hope as a last structure of time by man, which must be seized resolutely against all temptations.

Zusammenfassung: Die zeitliche Verfassung des menschlichen Lebens ist in der neueren Philosophie, Psychologie und Psychopathologie als eine in sich reich gegliederte Struktur herausgearbeitet worden. Weniger behandelt wurde die Frage nach dem richtigen Verhältnis zur Zeit. Dabei sind verschiedene Aspekte zu unterscheiden. 1. Soweit man die Zeit als einen unablässig fliessenden Strom betrachten kann, ergibt sich die Aufgabe, sich in der richtigen Weise, ohne Hast und ohne Säumigkeit, in den Lauf der Zeit einzufügen. Das erfordert die Tugend der Gelassenheit. 2. Aus der Erfahrung des unaufhörlichen Schwindens entsteht das Verlangen nach einem Halt in der Ewigkeit. Der Durchbruch durch die Zeitlichkeit gelingt auf eine zweifache Weise: in der unbedingten Entschlossenheit der Existenz und in der Erfahrung des grossen, überwältigenden Glücks. Aber das sind seltene Augenblicke. 3. Im Verhältnis zur Zukunft sind wiederum zwei spannungshaft aufeinander bezogene Möglichkeiten zu unterscheiden. Auf der einen Seite muss sie verantwortlich geplant werden, auf der andern Seite aber findet alle Planung ihre Grenze am unaufhebbaren Zufall und Schicksal. Gegenüber der tief erfahrenen Bedrohung ergibt sich die (echte, bildlose) Hoffnung als letzte zeitliche Grundverfassung des Menschen, die es gegenüber allen Anfechtungen mit Entschiedenheit zu ergreifen gilt.

Die Frage nach der menschlichen Zeitlichkeit, d. h. die Frage nach der zeitlichen Verfassung des menschlichen Lebens, hat in der neueren Philosophie schon seit Jahrzehnten im Vordergrund des Interesses gestanden. Das Wesen des Menschen ist von da her in einer ganz neuen Weise aufgeschlossen worden. Es sei erlaubt, zur Bezeichnung dieser wiederum sehr vielgliedrigen Entwicklung zwei Namen als stellvertretend herauszuheben.

Der eine ist *Bergson* (1[**]) mit seiner Unterscheidung von „temps“ und „durée“, d.h. zwischen der mit Uhren gemessenen und der konkret erlebten Zeit. Diese Unterscheidung hat sich in der Folgezeit als sehr fruchtbar erwiesen. Beide Formen der Zeit stimmen nämlich keineswegs überein, sondern die wirklich erlebte Zeit kann je nach der jeweiligen seelischen Verfassung des erlebenden Menschen bald länger und bald kürzer sein. Sie fliesst langsamer dahin

---

[*] Erschienen in: Confinia psychiatrica, 20. Jg. 1977, S. 209-227. Die Seitenumbrüche dieser Ausgabe sind in den fortlaufenden Text eingefügt. Es handelt sich hier um eine erweiterte und mit Literaturhinweisen versehene Fassung des zuerst in der „Schulwarte“ (22. Jg. 1969, Heft 1, S. 2-15) veröffentlichten Aufsatzes.

[**] Siehe die Nummern in der Literaturliste.

im Zustand quälender Langeweile oder ängstlicher Erwartung, so dass sich die Minuten [209/210] zu Stunden dehnen. Und sie verschwindet im Nu bei fröhlichem Spiel oder angeregtem Gespräch, so dass man sich hinterher wundert, wo die Zeit geblieben ist. Und damit ändert sich zugleich das menschliche Verhältnis zur Zeit.

Der zweite ist *Heidegger* (2) mit der ausdrücklich in den Mittelpunkt gestellten Frage nach der menschlichen Zeitlichkeit, wobei Zeitlichkeit im Unterschied zur ablaufenden Zeit die innere Struktur eines Wesens bezeichnet, insofern es durch den Bezug zur Zeit bestimmt ist. *Heidegger* hat diese Struktur bekanntlich konkret als Sorge herausgearbeitet, als die Weise, wie sich der Mensch in der Übernahme des vorgegebenen Erbes entschlossen der Zukunft entgegenwendet.

Welche reichen Anregungen sich von hier aus für die verschiedenen Einzelwissenschaften wie Psychologie, Psychopathologie usw. ergeben und wie diese wiederum bereichernd auf das allgemeine Verständnis der Zeit zurückwirken, kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Hier sei vor allem verwiesen auf das grundlegende Werk von *Minkowski* (3; vgl. auch Bollnow, 4)

Aber eines scheint mir bisher viel zu wenig beachtet worden zu sein, nämlich die Folgerungen, die sich von hier aus für das menschliche Verhalten zur Zeit ergeben, also die ethische und die daraus entspringende pädagogische Frage. Man beschränkte sich im wesentlichen darauf, die Struktur dieser Zeitlichkeit herauszuarbeiten, und vernachlässigte darüber, dass der Mensch diese Struktur in sehr verschiedener Weise erfüllen kann, sich in sehr verschiedener Weise zu seiner Zeit verhalten kann. Es geht also um das richtige Verhältnis zu Zeit. Und das ist das Problem, auf das ich heute die Aufmerksamkeit lenken möchte (vgl. allgemein Bollnow, 5).

Dabei handelt es sich um ein Problem, das sich im Leben selbst mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt. Schon in den Psalmen wird der Mensch mit dem Gras verglichen, das bald welk wird (s. 90. Psalm). Und auch der moderne Dichter klagt: „Die Zeit ist der Verfall“ (6). Er spricht vom „Flugsand der Stunden“ (7). Jeder Augenblick schwindet unwiederbringlich dahin. Man kann ihn nicht halten. „Dass alles vorübersterbe, ist alt und allbekannt“ (8). Der Mensch selber wird alt und zerbrechlich. Die Kräfte schwinden, und am Ende steht unweigerlich der Tod. Bemerkenswert ist der Spruch mancher alter Sonnenuhren: Es ist schon später, als du denkst. Für vieles ist es überhaupt zu spät geworden. So steht der Mensch erschüttert vor der zerrinnenden Zeit. Er sieht sein Leben unwiederbringlich dahinschwinden und fragt sich: Bin ich wirklich hilflos diesem Dahinschwinden ausgeliefert? Oder gibt es einen Halt in der unaufhörlich schwindenden Zeit? Es ist die Schicksalsfrage des Menschen.

Von da aus ergibt sich der Gegenbegriff gegen die schwindende Zeit, nämlich der der Ewigkeit. Ein tiefes Nachsinnen hat den Menschen in der Spannung [210/211] zwischen Zeit und Ewigkeit gesehen. Was aber heisst hier Ewigkeit? Und in welcher Weise ist der Weg von der Zeit in die Ewigkeit zu verstehen? Auch die christliche Antwort ist ja nicht so zu verstehen, dass jenseits der durch den Tod beendeten Zeit erst die Ewigkeit beginnt, dass also der Weg zur Ewigkeit die Verneinung des diesseitigen zeitlichen Daseins erfordert. Die philosophische Antwort kann jedenfalls nur dahin gehen, in der Zeitlichkeit selbst die Überwindung der Zeitlichkeit zu suchen. Und damit wiederholt sich die Frage: Wie ist es möglich, in der Zeit selbst einen Halt gegenüber dem sinnlosen Schwinden zu finden?

Damit wendet sich die Frage zurück auf die Struktur der menschlichen Zeitlichkeit. Diese ist mit dem Schwinden allein, überhaupt mit der Vorstellung des ablaufenden Kontinuums, noch nicht hinreichend erfasst. Sie erweist sich vielmehr – und darin werden die eingangs genannten philosophischen Bemühungen fruchtbar – als ein sehr verwickeltes, vielfach gegliedertes Gefüge. Die Frage nach dem richtigen Verhältnis zur Zeit kann darum nicht von einem einfachen Begriff „der“ Zeit ausgehen, sondern muss diesem Gefüge in seinen verschiedenen Schichtungen nachgehen. Sie muss versuchen, die verschiedenen Aspekte der Zeit auseinan-

derzulegen, die Beiträge, die von den einzelnen Philosophen bereitgestellt sind, aufzunehmen und zusammenzufügen, den vielgliedrigen Zusammenhang durchsichtig zu machen und so zur entscheidenden Frage nach der Überwindung der Zeit vorzudringen.

Dazu will ich ein paar Überlegungen vortragen. Dabei werde ich die ersten, einfacheren Schritte möglichst schnell durchlaufen, um für die späteren, komplizierteren Fragen Zeit zu gewinnen.

I

In einer ersten, sich zunächst darbietenden Weise erscheint die Zeit als ein *Stoff,* den es zweckmässig einzuteilen und in der rechten Weise auszunutzen gilt. Man sagt: Der Mensch hat Zeit, oder: hat keine Zeit. Man misst die Zeit mit den Uhren, so wie man eine andre Ware mit der Waage und Gewichten wiegt. Zeit ist Geld, heisst es unter diesem Gesichtspunkt. Und in gewisser Weise hat man mit diesem Gesichtspunkt sogar recht. Wenn der Mensch sein Leben vernünftig einrichten will, muss er lernen, seine Zeit einzuteilen, mit ihr (wie mit einem Kapital) hauszuhalten. „Gebraucht die Zeit, sie flieht so schnell von hinnen, doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen", so mahnt bezeichnend der den nüchternen Nützlichkeitsstandpunkt parodierende Mephisto, bis er schliesslich doch aus dieser Betrachtungsweise wieder herausspringt, weil er „des trocknen Tons" satt geworden ist (9). [211/212]

Der Mensch muss lernen, seine Zeit zweckmässig einzuteilen. Aber er merkt sehr bald, dass er damit in eine auswegslose Situation kommt; denn er hat eigentlich niemals „Zeit". „Uns fehlt ja nichts, um frei zu sein, wie die Vögel sind, nur Zeit", so klagte schon unter dem Eindruck der sozialen Not *Richard Dehmel* (10). Immer neue Aufgaben, immer neue Pflichten ziehen den Menschen vorwärts, und so sehr er versucht, durch bessere Einteilung und schnellere Arbeit mit ihnen fertig zu werden, es will ihm nicht gelingen. Er kommt nicht nach und verstrickt sich immer hoffnungsloser in den zermürbenden Wettlauf mit der Zeit.

Der Mangel an Zeit erscheint so als der Gegenstand einer erbaulichen moralisierenden Betrachtung, und auch wir scheinen der Gefahr zu erliegen, ins Erbauliche abzugleiten. Aber das Schlimme ist, dass alle guten Ermahnungen nichts helfen. Auch der Rat, dass der Mensch lernen müsse, zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden, führt, so richtig er in seiner Weise auch sein mag, im Grundsätzlichen nicht weiter. Die Verstrickung sitzt tiefer und kann nur durch eine tiefere Einsicht in das Wesen der menschlichen Zeitlichkeit behoben werden.

Man sagt auch: Der Mensch muss lernen, sich *„Zeit zu lassen".* Aber wiederum: Was heisst das, und in welcher Weise ist die Zeit etwas, was der Mensch sich „lassen" kann? Häufig gebraucht man das Wort im tadelnden Sinn: Der Mensch lässt sich Zeit, heisst dann, er lässt sich zu viel Zeit, er „trödelt" oder „bummelt" oder wie hier die verschiedenen der Vulgärsprache entnommenen Ausdrücke heissen: er strengt sich nicht genügend an. Wir haben hierin die eine typische Verfehlung im richtigen Verhältnis zur Zeit: das schuldhafte Zurückbleiben gegenüber dem einer Arbeit angemessenen Tempo, wie es durch menschliche Bequemlichkeit und Trägheit nahegelegt ist.

Aber es gibt auch die andre, entgegengesetzte Verfehlung des richtigen Tempos: die *Hast,* allgemeiner: die Ungeduld. Der Mensch hat es eilig und will schneller mit seinen Geschäften fertig werden, als es diesen angemessen ist, oder will die früher verlorene Zeit wieder einholen. Er beginnt, hastig zu arbeiten, kommt dabei innerlich „ausser Atem" und verdirbt durch mangelnde Sorgfalt schliesslich das begonnene Werk.

Diese Möglichkeit einer doppelten Verfehlung bezeichnet allgemein die an den Menschen gestellte Forderung: das richtige Verhalten zwischen Hast und Säumigkeit, sich für die anfallen-

den Geschäfte die erforderliche Zeit zu lassen, ohne hastig vorauszueilen oder säumig hinter den Anforderungen zurückzubleiben.

Dies ist noch verhältnismässig einfach, wo der Mensch als Handelnder selbst das Tempo seines Tuns bestimmen kann; es wird wesentlich schwieriger, wo er einem Geschehen ausgeliefert ist, das unabhängig von seinen Wünschen und [212/213] Anstrengungen seinen eignen Gang geht, sei es, dass der Mensch, etwa als Landwirt, auf einen natürlichen Wachstumsprozess angewiesen ist, den er weder beschleunigen noch verzögern kann, sei es, dass er als einflussloses Glied einbezogen ist in ein übergreifendes politisches Geschehen, etwa in einen Krieg, den er weder gewünscht noch befördert hat. Hier macht sich das Ausgeliefert-Sein an ein Geschehen, das sich dem Einfluss des betreffenden Menschen entzieht, quälend bemerkbar. Aber es können auch erfreuliche Ereignisse sein, die in der Zukunft bevorstehen. Es entsteht die verständliche Neigung, der Zeit in Gedanken vorauszueilen, die Ungeduld, die die Entwicklung nicht abwarten kann. Und wiederum gerät das Verhältnis des Menschen zur Zeit in Verwirrung. Er ist nicht mehr imstande, die Aufgaben des Augenblicks angemessen zu erfüllen.

Auch hier muss der Mensch lernen, dem Geschehen ausser ihm seine Zeit zu lassen, warten zu können, ohne beständig zu drängen. Das ist die grosse Tugend der *Geduld,* die etwas andres ist als blosse Gleichgültigkeit, vielmehr die Fähigkeit, unter Verzicht auf das eigenwillige Vorwärtsdrängen im Einklang zu leben mit dem, was sich nach eigner Gesetzlichkeit entwickelt. Geduld ist die eine grosse Tugend im Verhältnis zur Zeit. Wir können die Aufgabe auch dahin bestimmen, dass es darauf ankommt, die Übereinstimmung zu gewinnen zwischen subjektiver und objektiver Zeit, wobei unter objektiver Zeit hier nicht die Uhrzeit gemeint ist, sondern die Eigenzeit eines vom Menschen unabhängigen Geschehens, in das der einzelne Mensch eingegliedert und auf das er angewiesen ist. Oder wenn wir den Begriff der Zeit im Sinn dieser objektiven Zeit nehmen, können wir die Aufgabe auch dahin formulieren: es komme darauf an, dass der Mensch im Einklang mit der Zeit lebt. Im Einklang mit der Zeit heisst dann wieder, dass er sein persönliches Tempo ihr anpasst, ohne hastig vorwärts zu drängen oder lässig hinter ihr zurückzubleiben.

So lässt der Mensch sich Zeit. Das heisst jetzt genauer: er ist bereit, allem seinem Tun, ohne Geiz und ohne Verschwendung, die Zeit zuzuteilen, die zu seiner Erfüllung angemessen ist. Aber es heisst zugleich: er lässt auch allem ihn angehenden Geschehen ausser ihm die angemessene Zeit zukommen. Diese Haltung gibt dem Menschen dann die innere Ruhe und Geborgenheit in der Zeit. Man kann diese Fähigkeit, sich und andern Zeit zu lassen, mit einem guten alten Wort als die *Gelassenheit* bezeichnen, wobei man die mystische Bedeutung dieses Worts mit aufnehmen kann: wo der Mensch seinen Eigenwillen gelassen und sich in der richtigen Weise in die Zeit eingelassen hat. Der Mainzer Pädagoge *Ballauf* (11) hat in seiner „Systematischen Pädagogik“ diese Seite sehr überzeugend herausgehoben: Gelassenheit bedeutet, „die Zeit sich selbst ‚sein zu lassen’“, sie „weilen zu lassen“, sie „walten zu lassen“, jedem einzelnen Geschäft „die ange- [213/214] messene Weile zukommen zu lassen“. Damit gewinnt die Erziehung zum richtigen Verhältnis zur Zeit ihre erste tiefere Bestimmung.

II

Und nun ein zweiter Gedankengang, der die bisherigen Ergebnisse weiter zu vertiefen erlaubt: Die Zeit ist nicht nur ein stetig fliessender Strom, selbst dann nicht, wenn wir beachten, dass er je nach den Umständen bald schneller und bald langsamer strömt, sondern sie hat in sich eine eigne *Gliederung,* und zwar eine solche, die nicht erst vom Menschen in die Zeit hineingetragen wird, sondern die unabhängig von allen menschlichen Wünschen und Neigungen in der Zeit selber enthalten ist und dem Menschen mit einem eignen Anspruch gegenübertritt.

Schon der regelmässige Wechsel von Tag und Nacht bedingt, dass jede Tageszeit ihre eignen Anforderungen stellt und so jede Zeit immer *Zeit für etwas* ist. Schon die Erziehung des neugeborenen Kindes beginnt mit diesem Einfügen in die periodisch gegliederte Zeit. Es lernt durch Gewöhnung, wann es Zeit zu schlafen und zu wachen, zur Nahrungsaufnahme usw. ist. Und so bestimmt der Wechsel von Tag und Nacht auch das Leben des erwachsenen Menschen in einer entscheidenden, nicht zu überspringenden Weise.

Weniger ausgeprägt, aber dennoch unverkennbar kommt dies im Wechsel der Jahreszeiten zum Ausdruck. Während das bäuerliche Leben noch ganz eingebettet ist in die jahreszeitlich bedingten Tätigkeiten des Säens und des Erntens usw., hat sich das Leben des Grossstädters weitgehend, aber doch nicht ganz davon gelöst. Dafür tritt hier um so stärker eine vom Menschen geschaffene, durch das berufliche und gesellschaftliche Zusammenleben bedingte Gliederung der Zeit hervor: Es ist Zeit, an die Arbeit zu gehen und beim gemeinsamen Werk erst dies und dann jenes zu tun. Und es bleibt daneben eine andre Zeit, über die der einzelne mehr oder weniger frei verfügen kann.

Überall ist der Mensch also in einen übergreifenden Ablauf hineingestellt, und aus ihm ergibt sich, *wofür* es jeweils Zeit ist: Arbeitszeit, Essenszeit, Freizeit, Schlafenszeit usw. bezeichnen in den gröbsten Umrissen diese Gliederung im Leben des Menschen. Alle Zeit ist in einer vorgegebenen Weise Zeit für etwas. Und für den Menschen ergibt sich als Aufgabe, sich in der richtigen Weise in diesen Rhythmus einzufügen. Die Ordnung seines Lebens ist im wesentlichen die Ordnung seines zeitlichen Ablaufs.

Man sagt darum auch, es ist Zeit, etwas zu tun, oder häufig auch ohne näheren Zusatz einfach: *es ist Zeit,* oder auch: es ist höchste Zeit, wenn das, wofür es Zeit sein soll, aus der Situation klar ist. Zeit in diesem betonten Sinn bedeutet dann, Zeit damit anzufangen, d.h. die bisherige Beschäftigung – oder [214/215] das Nichtstun – abzubrechen und mit dem Neuen zu beginnen. („Gib, dass ichs tue bald, zu der Zeit, da ichs soll", heisst es darum auch im evangelischen Kirchenlied.) In diesem „es ist Zeit" ist meist eine gewisse Mahnung enthalten, wenn der Mensch sich nicht aufraffen kann, besonders wenn es sich um eine unangenehme Aufgabe handelt. So besagt die Mahnung „es ist Zeit" allgemein, dass die Zeit drängt und der Mensch in Gefahr ist, den rechten Zeitpunkt für die betreffende Arbeit zu versäumen.

Hier seien noch zwei kurze Bemerkungen eingefügt, die an sich eine ausführlichere Behandlung erforderten, hier aber nur ganz kurz angedeutet werden können.

l. Der „rechte Zeitpunkt", von dem eben im Vorbeigehen die Rede war, braucht nicht in einem vorgegebenen Stundenplan oder allgemein in der Arbeitsordnung vorgegeben zu sein; er kann sich auch erst in einer langen Entwicklung allmählich ausbilden und gewissermassen zur Reife kommen. Die Griechen sprachen vom „kairos", dem rechten Augenblick, den es zu erkennen und zu ergreifen gilt. Das gilt von den banalen „günstigen Gelegenheiten" des täglichen Lebens bis zu den grossen weltgeschichtlichen Wendepunkten. Den richtigen Augenblick abwarten zu können, ihn dann aber mit Entschiedenheit zu ergreifen und auszunutzen, ist eine hohe Leistung, um nicht zu sagen: Kunst im Verhältnis zur Zeit. Der früh verstorbene Philosoph *Gerhard Haeuptner* hat diese Leistung eindringlich herausgearbeitet.

2. Es gibt aber auch die Möglichkeit, den richtigen Augenblick zu verpassen, und auch hier wieder in den verschiedenen Höhenlagen vom lästigen Geschäft – einem unangenehmen Brief etwa –, das man auf den morgigen Tag verschiebt, bis zu den grossen Gelegenheiten – einem entscheidenden Wort etwa –, die, einmal versäumt, unwiederbringlich dahin sind. „Was der Sekunde ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Auch dies wirft ein neues Licht auf die zeitliche Struktur des menschlichen Lebens, die sich wiederum in sehr verschiedener Weise äussert. Während im einen Bereich nichts andres übrig bleibt, als das Versagen in der entscheidenden Stunde zu beklagen und gegebenenfalls zu sühnen, gibt es in andern Bereichen, etwa dem der täglichen Arbeit, die Möglichkeit und damit die Aufgabe des Nachholens des-

sen, was man versäumt hat. Und weil jeder Tag neue Aufgaben stellt, droht die Gefahr, dass der Mensch überhaupt das unmittelbare Verhältnis zur Gegenwart verliert, weil sein ganzes Leben zum Nachholen des Versäumten, zum ewigen Hinterherlaufen hinter den unerfüllten Aufgaben geworden ist.

Aber wenn wir feststellen, dass es jeweils Zeit für etwas ist, so wäre es zu einfach, wollte man es sich so vorstellen, als ob eine grundsätzlich gleichartige Zeit jeweils für verschiedene Zwecke benutzt würde. Die Zeit selber ändert sich [215/216] in ihrem Wesen je nach der jeweils sie erfüllenden Tätigkeit. Es ist, um es zunächst an einer groben Unterscheidung anzudeuten, eine andre Zeit für die Arbeit und eine andre für die Musse. Bei der Arbeit kommt es darauf an, die Zeit richtig zu benutzen, den Endpunkt der vollendeten Arbeit im Auge zu haben und zielbewusst darauf zuzugehen. Jeder Augenblick ist ein Glied dieser vorwärtsstrebenden Kette. Und der Mensch fühlt sich ganz von diesem Fortschreiten in Anspruch genommen. Es ist mit einem Wort eine aktiv gestaltete Zeit.

Ganz anders dagegen ist die Zeit der Musse. Was früher die höchste Tugend war, nämlich die Zeit zu nutzen, wird jetzt zur unangemessenen Haltung, zur Verfehlung des reinen Mussecharakters. Dieser wird vielmehr nur dadurch erfüllt, dass man gar nicht auf die Zeit achtet, sondern sie auch sorglos verfliessen lässt. Wie der Mensch einen eignen privaten Raum braucht, in den er sich aus dem öffentlichen gemeinsamen Leben zurückziehen kann (die „geheime Stelle“ im Leben des Kindes im Sinne von *Langeveld* (12)), so braucht er auch eine Zeit, über die er niemand Rechenschaft zu geben braucht, weder sich noch andern, sondern die er auch beliebig verschwenden kann.

Und wiederum anders ist die Zeitlichkeit des Handelns, vor allem des politischen Handelns, wie es *Hannah Arendt* im Unterschied zum Arbeiten und Herstellen herausgearbeitet hat. Ihm fehlt die gradlinige Zielstrebigkeit, wie wir sie an der Arbeit hervorgehoben hatten. Stattdessen ist viel stärker das Abwarten und Ergreifen der Gelegenheit erforderlich, das Einschwingen in den Lauf der Zeit, für die noch einmal auf die Zeitanalysen *Haeuptners* verwiesen sei.

Das führt hinüber zu der Form existentiell erfüllter Zeitlichkeit, wie sie *Heidegger* (vgl. Anm. 2, pp. 305 ff.) als die vorlaufende *Entschlossenheit* herausgearbeitet hat. Es ist der Zustand, in dem der Mensch die ganze Kraft seines Daseins in den einen entscheidenden Augenblick zusammendrängt; und es ist die Unbedingtheit seiner Entscheidung, die dem Augenblick selbst einen unbedingten Charakter verleiht. *Sartre* hat es dann im Begriff des unbedingten Einsatzes (engagement) aufgenommen. Hier hat der Augenblick selbst einen absoluten Charakter gewonnen, der nicht mehr von irgendeinem zeitlichen Verlauf abhängig ist. Hier ist nicht durch die Flucht aus der Zeit, sondern in der Zeit selber der Durchstoss zu einem Absoluten erreicht und die Ewigkeit gewonnen. Und hier haben wir die erste Antwort, wo ein Halt in der schwindenden Zeit zu gewinnen sei: In der unbedingten existentiellen Entschlossenheit ist dieser Durchbruch durch die Hinfälligkeit allen zeitlichen Daseins gelungen.

Aber es gibt noch eine zweite Möglichkeit, die Ebene der Zeitlichkeit zu durchstossen. Das ist der Zustand des grossen, erfüllten, rauschartigen *Glücks,* wie es den Menschen in Augenblikken äusserster Gehobenheit überfällt. „Flog [216/217] die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Fiel ich nicht ... in den Brunnen der Ewigkeit?“ heisst es *bei Nietzsche* (13). Der Mensch vergisst die Zeit, weil er sich über die Zeit in einen Zustand letzter Zeitlosigkeit erhoben fühlt. Aber das zu entwickeln, ist ein Thema für sich, das hier zu weit führen würde (14, 15, pp. 91 ff.).

Für unsre gegenwärtige Fragestellung fasse ich zusammen: Gegenüber dem Gefühl der Vergänglichkeit angesichts der ständig schwindenden Zeit gibt es zwei Möglichkeiten, zu einer dadurch unangreifbaren Erfüllung zu gelangen: im unbedingten Handeln und im grossen, erfüllenden Glück. Hier ist ein Letztes, Unbedingtes erreicht, das vom weiteren zeitlichen Verlauf des Lebens unabhängig und darum über alles Vergehen erhaben ist, das seinen Sinn in

sich selber hat. Hier ist die Ewigkeit erreicht.

Und trotzdem zögern wir, hier stehen zu bleiben; denn das Leben geht weiter, auch über diese seltenen herausgehobenen Augenblicke hinweg. Das Leben kann nicht nur aus solchen äussersten Höhepunkten bestehen, es wäre falsch, es von ihnen allein her bestimmen zu wollen. Und hier wiederholt sich die Frage: Wo ist ein Halt gegenüber dem Schrecken der Vergänglichkeit? Ich möchte die Antwort auf diese schwierige Frage mit wenigen vorsichtigen Strichen andeuten oder wenigstens vorzubereiten versuchen.

Einen ersten Hinweis gibt vielleicht ein Satz *Saint-Exupérys* (16, p. 60) (aus seiner „Citadelle"): „Kummer", so sagt er, „entsteht stets aus der verrinnenden Zeit, die zu nichts mehr dient." Dann würde das Unglück also nicht in dem Verrinnen als solchem bestehen, sondern in dem nutzlosen Verrinnen, und es käme darauf an, dass die Zeit zu etwas „dient", d.h. sinnvoll verwandt wird. Wenn wir in einer vollen Tätigkeit begriffen sind, spüren wir nichts von dem Verrinnen der Zeit, sondern nur einen sinnvollen Fortschritt. Das gilt nicht nur dann, wenn wir an einem Werk schaffen, auch wir selber entwickeln uns und wachsen in der sinnvoll genutzten Zeit. Darum sagt *Saint-Exupéry* (16, p. 37) auch weiter: „Es ist gut, dass die verrinnende Zeit nicht als etwas erscheint, was uns verbraucht und zerstört, sondern als etwas, das uns vollendet." Das bedeutet, dass es wohl die Möglichkeit der zerstörenden Zeit gibt, aber sie entsteht erst aus einem falschen Verhalten zur Zeit, aus einem Verkennen der wirklichen Struktur unsrer Zeitlichkeit. Nur wenn wir als ein fester Vorrat an Zeit auf die Welt kommen, ist es möglich, dass dieser Vorrat im Lauf der Zeit aufgezehrt wird. Anders dagegen ist es, wenn wir unser Leben erst im Lauf der Zeit zur „Vollendung" bringen, also erst in der Zeit zur Reife gelangen. Dann ist das Argument von der verrinnenden Zeit zum mindesten so lange unzutreffend, als wir zur Erlangung dieser Vollendungzeit brauchen. Die Zeit, die wir dazu brauchen, ist keine [217/218] nutzlos vertane Zeit, deren Schwinden uns erschrecken müsste, sondern in der Zeit wird etwas geschaffen, nämlich menschliche Vollendung. Man muss auch hier die Zeit nutzen, aber „nutzen" heisst jetzt nicht mehr, dass man aus jeder Sekunde möglichst viel Genuss pressen will, wo dann in bloss endloser Folge die Erlebnisse aneinandergereiht werden, sondern wo jede gelebte Zeit zur Erlangung der Reife das ihrige beiträgt.

Und noch ein letzter Gedanke *Saint-Exupérys* (16, p. 37) kann hier vielleicht weiterführen. Er spricht davon, dass die Zeit ein „Bauwerk" sein sollte. Er erläutert zwar nicht, was damit gemeint ist, aber es verlohnt vielleicht, diesem Vergleich der Zeit mit einem räumlichen Gebilde etwas weiter nachzugehen. Ein Bauwerk entsteht durch das Zusammenfügen sinnvoll aufeinander bezogener Teile zu einem geordneten Ganzen. Sollte nicht auch die Zeit so aufgefasst werden können, dass die verschiedenen Formen der Zeit, die wir unterschieden haben, die Zeit der Arbeit und die der Musse, die Zeit der letzten Entscheidungen und die einer stetigen zusammenhängenden Entwicklung usw., die verschiedenen Zeitformen also alle zusammengehören zu einem solchen „Gebäude", dass keine von ihnen die allein richtige ist, nicht einmal die „eigentliche" existentielle Zeitlichkeit im Sinne *Heideggers,* sondern dass jede von ihnen ihre notwendige Funktion im Ganzen des menschlichen Lebens hat.

Daraus würde sich dann in vertiefter Form eine Antwort auf die Frage nach dem richtigen Verhältnis zur Zeit ergeben: Es käme darauf an, dass der Mensch in richtiger Verteilung allen Formen der Zeit so ihr Recht zuerteilt, dass sie in einem sinnvollen Zusammenwirken dann zur vollen Erfüllung des Lebens führen. Es wäre ein Standort erreicht, der gegenüber der Angst vor dem nutzlosen Schwinden erhaben ist. Und trotzdem bleibt die Bedrohung des Schwindens, denn jeder Augenblick der nicht zum Aufbau der gereiften Persönlichkeit beiträgt, verfällt dem sinnlosen Schwinden. Erst in der Verfehlung wird die Zeit zu einer schwindenden.

Wie nun die verschiedenen Formen der Zeit, jede in ihrer Art, zur Erfüllung des menschlichen

Lebens beitragen, wie beispielsweise auch die Zeiten der freien Musse und des zeitenthobenen grossen Glücks darin notwendig sind – diese ganze vielschichtige Struktur zu entfalten, wäre eine grosse und verlockende Aufgabe. Ich breche noch einmal ab, weil es mir notwendig scheint, den Gedankengang noch von einer andern Seite aufzunehmen und zu vertiefen.

III

Es kommt nämlich nicht nur darauf an, die Gegenwart jeweils richtig zu erfüllen, vielmehr gehören die Bezüge zur Vergangenheit und zur Zukunft unab- [218/219] trennbar mit zur vollen Struktur der menschlichen Zeitlichkeit und stellen den Menschen vor neue Aufgaben. Dabei besteht der wesentliche Unterschied darin, dass die Ereignisse der Vergangenheit festliegen; der Mensch kann sie nicht verändern, sondern sich nur so oder anders zu ihnen verhalten. Die Ereignisse der Zukunft dagegen liegen noch nicht fest, sondern hängen zum grossen Teil vom freien Willen des betreffenden Menschen ab.

Über das Verhältnis des Menschen zu seiner *Vergangenheit* hat man stärker nachgedacht (ich erinnere an *Pfahler,* 17). Ich beschränke mich daher hier auf wenige kurze Hinweise:

l. Die Vergangenheit ist dem Menschen als Faktum vorgegeben. Das bedeutet: er muss sie hinnehmen, wie sie ist; er muss sie, mit *Kierkegaard* gesprochen, „übernehmen", d.h. das als Tatsache Gegebene sich innerlich aneignen, in bewusster Entscheidung in sein Leben aufnehmen.

2. Trotzdem hat er in der Deutung dieser Vergangenheit einen Spielraum. *Was* die Vergangenheit ist, hängt entscheidend von der Weise ab, wie er von seiner Gegenwart her die Vergangenheit deutet. (Die Renaissancen sind im weltgeschichtlichen Zusammenhang ein besonders eindrucksvolles Beispiel.) Der Sinn der Vergangenheit wandelt sich und wächst mit der Deutung der Gegenwart.

3. Es gibt aber auch die weitere Möglichkeit, dass gewisse, meist unangenehme Teile der Vergangenheit von diesem beständigen Aneignungs- und Umdeutungsprozess ausgeschlossen werden. Sie wandeln sich nicht mit, sondern sind abgedrängte Fremdkörper. In bezug auf die politische Entwicklung ist heute viel von einer „unbewältigten Vergangenheit" die Rede. Aber so etwas gibt es auch in den verschiedensten Formen im Leben des einzelnen Menschen. Es handelt sich dabei nicht nur um versäumte Gelegenheiten. Diese abgedrängten, mehr oder weniger ausgeschiedenen Fremdkörper sind nicht einfach verschwunden, sondern entfalten ein höchst unheilvolles Eigenleben. Was die Psychoanalyse „Komplexe" genannt hat, sind solche Auswirkungen unbewältigter Vergangenheit. *Haeuptner* (18) ist dem Zeitcharakter solcher abgedrängter und unbewältigter Teile der Vergangenheit sorgfältig nachgegangen. Diese von ihm sogenannten „Zeitkonserven" bleiben wie „erratische Blöcke" in der lebendigen Entwicklung stehen und entfalten eine rein mechanische eigengesetzliche Automatik, die sich gegen das Leben wendet und oft genug zu seinem Untergang führt. Gerade an solchen Fehlentwicklungen zeigt sich die ungeheure Bedeutung des richtigen Verhältnisses zur Zeit, in diesem Fall also zur Vergangenheit. Aber ich wollte die sich hier ergebenden pädagogischen Probleme nur im Vorübergehen andeuten, um auf die andre, wesentlich weniger behandelte Seite etwas ausführlicher einzugehen, auf das Verhältnis zur Zukunft. [219/220]

Der Mensch ist in einem ausgezeichneten Sinn ein Wesen der *Zukunft,* d.h. er ist im gegenwärtigen Augenblick schon immer über diesen Augenblick hinaus bei dem, was kommen soll und kommen wird oder auch vielleicht nur kommen könnte. Augustin hat diese Zukunftsbezogenheit als Erwartung verstanden. Aber es ist nicht nur ein blosses Erwarten, sondern zugleich ein Fürchten und Hoffen, ein Wünschen und Sorgen, ein Planen und Entwerfen usw. Es sind sehr verschiedene Weisen des Zukunftsbezugs. Wenn *Bloch* (19) in seinem „Prinzip

Hoffnung“ allgemein von Erwartungsaffekten spricht, so ist gerade wichtig, dass es sich nicht um verschiedene gefühlsmässige Färbungen einer an sich gleichförmigen Zukunftsbezogenheit handelt, sondern dass die Zeitstruktur selber in den verschiedenen Verhaltensweisen jeweils verschieden ist. Und das wird wiederum wichtig, wenn wir nach dem richtigen Verhältnis zur Zeit fragen.

Es ist, um zunächst den einen grossen Unterschied anzudeuten, etwas sehr Verschiedenes, ob der Mensch die Zukunft auf sich zukommen sieht, während er sich selbst als feststehend betrachtet, oder ob er sich als aktiv in die Zukunft vordringend empfindet. Im ersten Fall fühlt er sich dem ausgeliefert, was ihm die Zukunft an Erfreulichem und Unerfreulichem entgegenbringt, im zweiten Fall dagegen fühlt er sich als freier Gestalter seiner Zukunft. Das hängt zusammen mit der entscheidenden Frage, wie weit die Zukunft für uns *verfügbar* ist und wie weit nicht und welche Folgerungen sich daraus für unser Verhalten ergeben. Ich versuche, die Antwort in wenigen allgemeinen Zügen zu umreissen.

Wir können zunächst davon ausgehen, dass der Mensch nicht gedankenlos „in den Tag hinein leben“ soll. Er ist verantwortlich für sein zukünftiges Leben, d.h. er muss es von sich aus in die Hand nehmen und nach seiner Einsicht und seinem Willen gestalten. Die Voraussetzung dafür ist eine klare und bewusste *Planung,* und es ergibt sich als erstes die Frage nach dem Wesen und der Reichweite menschlicher Planung. Ich brauche kaum besonders darauf hinzuweisen, wie weit der Begriff der Planung mit dem modernen wissenschaftlichen Bewusstsein verbunden ist. Der Wille zur Planung erscheint als der Ausdruck moderner wissenschaftlicher Haltung, von der Geburtenregelung bis zur Stadtplanung, der Wirtschaftsplanung, der Bildungsplanung usw. Der Begriff der Planung erscheint gradezu als das Schlüsselwort unserer Zeit. Auf Planung zu verzichten, die Entwicklung sich selbst zu überlassen, erscheint – übrigens zu recht – als Ausdruck eines trägen „Irrationalismus“. Um so wichtiger ist es, dies Verhältnis selbst kritisch ins Auge zu fassen.

Es ist sicher kein Zufall, dass das – übrigens sehr junge – Wort *Plan* (abgeleitet aus planum = eben) sich von der Bedeutung als Grundriss eines Gebäudes her entwickelt hat, also wie Stadtplan, und erst von da her als Entwurf auch auf [220/221] das zeitliche Verhalten übertragen ist. Aus dem Plan als Grundriss eines zu erbauenden Hauses ergibt sich die Anweisung für die „planmässig“ zu erfolgende Ausführung. Planmässig heisst hier: ungestört durch Nachlässigkeit und nachträgliche Meinungsschwankungen wie auch durch behindernde äussere Umstände. Es ist also ein primär räumliches Denken, das dann auch auf das zeitliche Geschehen übertragen wird, und wir dürfen uns der Warnung *Bergsons* erinnern, der auf die Verfälschung des Zeitverständnisses durch räumliche Analogien hingewiesen hat.

Eben aus diesem Zusammenhang ergibt sich die Eigenart (und auch die Grenze) menschlicher Planung: Was im Plan in der Fläche übersichtlich nebeneinander liegt, wird in der Ausführung in ein zeitliches Nacheinander verwandelt. Aber dieses Nacheinander, d.h. die Zeit, in der der Plan planmässig verwirklicht wird, ist eine Zeit besonderer Art. Was in der Ebene des Bauplans übersichtlich nebeneinander liegt, ist etwas Fertiges, Abgeschlossenes, zu dem, wenn der Plan gut ist, nichts mehr hinzukommt. Wenn dieser Begriff jetzt auf den zeitlichen Ablauf übertragen wird, muss die Zeit selber in einer ganz bestimmten Weise (nämlich nach dem räumlichen Modell) verstanden werden. Es ist trotz der weiterlaufenden Zeit eine fertige Welt, in der nichts geschehen kann (wenigstens nichts geschehen sollte), was nicht schon vorher fertig durchdacht und entworfen ist. Alles ist in Gedanken schon fertig, was fehlt, ist nur die Ausführung des zuvor Ausgedachten (mit *Sartre:* die Existenz der vorbestehenden Essenz).

Ich spreche darum von einer *geschlossenen Welt.* Die geschlossene Welt ist also, um es noch einmal zu sagen, eine solche, wo alles, was in ihr geschieht und geschehen kann, schon vorher seinem Wesen nach feststeht. Nur wann es geschieht und ob es geschieht, ist noch offen.

Wir müssen diese notwendige wechselseitige Angewiesenheit klar erkennen. Die Vollkommenheit der Planung und die Geschlossenheit der Welt entsprechen einander. Nur weil es prinzipiell nichts Neues, d.h. Nicht-Voraussehbares gibt, weil alles nach bestimmten, festen, für uns erkennbaren Gesetzen geschieht, ist überhaupt eine verlässliche Planung möglich. Das bedeutet aber zugleich umgekehrt: Wenn diese Planung auf Grenzen stösst, und zwar solche, die nicht nur auf Nachlässigkeit des planenden Menschen zurückgehen (der aus Flüchtigkeit Fehler gemacht hat oder nicht bedacht hat, was er hätte bedenken müssen), dann sind wir damit an die Grenze der voraussehbaren und für den Menschen verfügbaren Zukunft gestossen.

Wenn wir die durch menschliche Unzulänglichkeit bedingten Fehler ausschalten, d.h. die rationale Vollkommenheit der Planung voraussetzen, dann erscheint das, was das Gelingen des Plans verhindert, als von aussen kommender Zufall, der in Gestalt einer grundsätzlich nicht voraussehbaren Störung in Er- [221/222] scheinung tritt, der die „planmässige“ Durchführung des Projekts zu verhindern oder wenigstens zu verzögern droht, und es entsteht die Frage, wie man sich vom planenden Denken her gegen solche Störungen absichern kann. (Da das erfahrungsgemäss nur in einem beschränkten Mass gelingt, ergibt sich die Frage, in welchen Grenzen menschliche Planung überhaupt möglich ist, was wiederum unmittelbar mit den Grenzen der Anwendbarkeit des Begriffs einer geschlossenen Welt zusammenhängt.)

Dabei fällt auf, dass die verschiedenen Lebensbereiche in sehr verschiedenem Mass der Planung zugänglich sind. Die Planung ist problemlos möglich und notwendig im handwerklichen und technischen Bereich. Sie wird schon sehr viel schwieriger im Bereich des menschlichen Zusammenlebens, beispielsweise im politischen Leben, wenn man dort einen neuen Anspruch durchzusetzen versucht. Wir denken vielleicht allgemein an den skeptisch-ironischen Rat in der „Dreigroschenoper“: „Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein grosses Licht! Und mach dann gleich 'nen zweiten Plan! Gehn tun sie beide nicht“ (20). Und trotzdem gehört das Planen zu den notwendigen Vorbedingungen jedes vernünftig-verantwortlichen Lebens. Schwieriger und fast schon vermessen aber wird es, wenn der Mensch sein eignes Leben der Planung unterwerfen will. Von einem das ganze Leben umfassenden „Lebensplan“ kann man nur in einem sehr allgemeinen und unbestimmten Sinn sprechen. Wir müssen also differenzieren.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse bei einem technischen Vorhaben, das man sich etwa an einem Hausbau verdeutlichen kann. Man schaltet einen „Sicherheitsfaktor“ ein, um mögliche Fehler im Material oder unerwartete Belastungen abzufangen. Man lässt eine gewisse Vorsicht walten, aber grundsätzlich wird hier an der Art der Planung nichts geändert. Allgemein gehört es zum sorgfältig entworfenen Plan, dass er „mit allen Eventualitäten zu rechnen“ versucht. *Haeuptner* hat mit Recht darauf hingewiesen, dass es grade zum Wesen der verbrecherischen Planung gehört, sorgfältig alle möglichen Störungen und die Möglichkeiten, ihnen zu begegnen, vorher zu bedenken. (Inwiefern das beim produktiven Handeln anders liegt und inwiefern sich darin grade die Unfruchtbarkeit des verbrecherischen Denkens auswirkt, wird uns noch zu beschäftigen haben.)

Wenn wir mehr Zeit zur Verfügung hätten, müssten wir noch auf den Unterschied näher eingehen, der darauf beruht, ob die Störungen aus dem blossen Widerstand eines Materials, also aus der nur teilweise berechenbaren Natur entspringen oder aus einem entgegengerichteten menschlichen Handeln; denn diesem liegt ein grundsätzlich freier, d.h. nicht mit Sicherheit vorausberechenbarer Wille zugrunde. Der „Gegner“ hat immer die Möglichkeit, so oder anders [222/223] zu handeln, und die Planung muss beide Möglichkeiten mit einbeziehen. Statt der gradlinig fortschreitenden ergibt sich eine sich verzweigende Planung. Diese besondre Art der Planung bezeichnet man als *Strategie.* Man kann sie sich am besten am Modellfall des Schachspiels verdeutlichen. Doch können wir dieser interessanten Problematik an dieser Stelle nicht weiter nachgehen.

So peinlich die Störungen der einzelnen Pläne auch sein mögen, so bleiben sie im wesentli-

chen doch behebbar. Der Mensch behält immer noch die Möglichkeit, durch eine entsprechende Änderung seines Plans oder notfalls auch durch die Entwicklung eines neuen Plans weiter voranzukommen. Tiefer greifen die Störungen, die nicht einen einzelnen Plan, sondern das Leben im ganzen betreffen: Krankheit, Unfall, wirtschaftliche Notlage usw. Und auch hier entspringt die Aufgabe, ihre Möglichkeit in der richtigen Weise in die Lebensplanung einzubeziehen. Wir bezeichnen diese Aufgabe als die der *Vorsorge.* Sie bedeutet, einer späteren Notlage vorbeugen, indem man rechtzeitig die geeigneten Hilfsmittel bereitstellt, also in den sieben fetten Jahren etwas zurücklegen, um in den sieben mageren Jahren davon zu zehren. So wie es auch im Sprichwort heisst: Spare in der Zeit, so hast du in der Not! So gibt es eine Vorsorge für das Alter, in dem man nicht mehr arbeitsfähig ist, für Krankheit und mögliche Not. Das ganze moderne Versicherungswesen beruht auf dem Streben, die Zwischenfälle des Lebens durch rechtzeitige Vorsorge zu entschärfen.

Eine solche Vorsorge ist etwas andres als eine Planung: Sie greift nicht frei in die Zukunft hinaus, indem sie bestimmte, vom Menschen vorberechnete Pläne entwirft, sondern sie will die von aussen kommenden, grundsätzlich also unberechenbaren Zufälle durch geeignete Vorkehrungen auffangen. Sie ist also gegenüber der aktiven Planung ein grundsätzlich defensives Verhalten.

Aber auch die Vorsorge hat ihre Grenzen. Nur gegen ein der Möglichkeit nach schon bekanntes Ereignis kann man sich schützen, und auch dies nur in einem gewissen mittleren Bereich. Gegen den eignen Tod hilft keine Lebensversicherung, und gegen das *Schicksal* im vollen Sinn gibt es keine Vorsorge. Naturkatastrophen, Kriege und dergleichen treffen den Menschen stets im ganzen und ungeteilt. Sie vernichten immer wieder die sorgfältigste Planung und gewissenhafteste Vorsorge und lassen den Menschen hilflos gegenüber dem auf ihn hereinbrechenden Unheil zurück. Auch hier ist die Frage, wie sich der Mensch ihnen gegenüber verhalten soll, wie er auch diese Möglichkeiten sinnvoll in seine Lebenshaltung einbeziehen kann.

Der amerikanische Sprachphilosoph *Whorf* (21) hat, von der Zeitperspektive der Hopi-Sprache ausgehend, in einer sehr beachtenswerten Bemerkung darauf hingewiesen, dass die moderne technische Einstellung, die alles berechenbar [223/224] machen möchte, eben dadurch den Menschen hilflos macht gegenüber dem, was unberechenbar in das Leben einbricht und alle menschliche Planung zunichte macht, gegen das Schicksal im eigentlichen Sinn. Es kann aus dieser Perspektive nur als „Unfall“ erscheinen, der nicht hätte kommen dürfen und der grundsätzlich vermeidbar gewesen wäre. Weil er aus aller Planung grundsätzlich herausfällt, letztlich „undenkbar“ ist, bleibt er ein unbewältigter Fremdkörper. Letztlich erscheint sogar der Tod als ein solcher unbewältigter Zufall, den man möglichst weitgehend aus dem Leben verdrängt. Zusammengefasst: Die technische Einstellung macht den Menschen blind gegenüber der Schicksalhaftigkeit des Lebens und lässt ihn eben dadurch hilflos zurück, wenn die grossen Katastrophen über ihm hereinbrechen.

Und wieder erhebt sich die Frage: Was soll der Mensch tun, wie soll er sich zu diesen schicksalhaften und bedrohlichen Möglichkeiten seiner Zukunft verhalten? Dass nicht an sie zu denken, solange sie nicht eingetreten sind, ihre Möglichkeit aus dem Bewusstsein zu verdrängen und gedankenlos in scheinbarer Sicherheit dahinzuleben, keine Lösung ist, liegt auf der Hand. Der Mensch wird dann, wenn sie eintreten, unvorbereitet getroffen und ist nicht mehr zu einer wirklichen Auseinandersetzung imstande. Positiv ausgedrückt: Der Mensch muss auf die gedankenlose Sicherheit grundsätzlich verzichten und die Möglichkeit und Unausweichbarkeit dieser Schicksalsschläge von vornherein in sein Leben hineinnehmen. Er muss die grundsätzliche und unbehebbare Unsicherheit des Lebens auf sich nehmen und nicht vor ihr zu fliehen versuchen, also in der Unsicherheit leben.

Das heisst, um es gegen ein naheliegendes Missverständnis abzuheben, nicht, dass der

Mensch auf alle verantwortliche Lebensgestaltung verzichten und gedankenlos in den Tag hineinleben kann. Im Gegenteil, alles, was er zur Sicherung seines Lebens durch Planung und Vorsorge tun kann, das soll und muss er auch tun, bis an die äusserste Grenze des Möglichen. Aber eben so sehr soll er wissen, dass alle sichernde Vorsorge eine Grenze hat, dass letztlich das Leben der Unsicherheit des kommenden Schicksals ausgeliefert ist.

Aber eben, wenn der Mensch mit diesem Gedanken ernst macht, d.h. ohne Versuch des Ausweichens die ganze abgründige Gefährdung des Lebens auf sich nimmt, dann erfährt er in sich – *Rilke* sprach hier von einem „Umschlag" – die Gewissheit, dass er nicht ins Bodenlose absinken kann, dass sich irgendwo noch ein rettender Ausweg findet, dass er getragen wird in einem umfassenden Sein. Der Mensch empfindet hier, an den Grenzen seiner eignen Macht, ein vertrauensvolles Verhältnis zur Zukunft. Wir nennen es *Hoffnung* und haben in ihr die letzte, alles übergreifende und alles begründende Form unsres Verhältnisses zur [224/225] Zukunft. Sie zu gewinnen und gegen alle Anfechtungen zu bewahren, ist die entscheidende Aufgabe in unserm Verhältnis zur Zeit (5, pp. 97 ff., 15, pp. 86 ff.).

Dabei ist eine Bemerkung nachzutragen, die schon an früherer Stelle angebracht gewesen wäre: Schon die Störungen technischer Vorhaben sind nicht nur lästige Beeinträchtigungen, die die Durchführung erschweren, sie sind zugleich die Einsatzpunkte, an denen sich ein neues, produktives Denken entzündet. Auch im strategischen Denken entzündet sich erst an den unvorhergesehenen Schwierigkeiten die weiterführende Lösung. Die unvorhergesehenen Ereignisse des Lebens sind nicht nur Unfälle und Schicksalsschläge, sondern auch Glücksfälle, die das Leben über alles erwartete Mass hinaus verschönern und bereichern. Und so ist auch die Hoffnung nicht nur das Vertrauen auf die Überwindung der Schwierigkeiten, sondern positiv die Aussicht auf die grosse, unerwartete und alle Erwartung übertreffende Erfüllung des Lebens.

Wir hatten zuvor die Welt, über die in der Planung verfügt werden kann, als eine geschlossene Welt bezeichnet. Jetzt erkennen wir, dass das, was aus ihrer Perspektive als Störung erscheint, genau das ist, was die Geschlossenheit dieser Welt aufbricht und eine offene, Neues hervorbringende Zukunft ermöglicht. Der scheinbare Mangel erweist sich als die notwendige Voraussetzung der Produktivität. Wir sprechen allgemein von einer in die Zukunft offenen Welt oder allgemeiner von einer *offenen Zukunft,* einer *offenen Zeit.* Diese Offenheit der Zeit in ihrem Wesen zu erfassen und mit Bewusstsein zu ergreifen, bezeichnet den Kern unsrer inneren Auseinandersetzung mit dem Wesen der menschlichen Zeitlichkeit.

Ich kann das nicht mehr weiter entfalten. Ich muss mich damit begnügen, diesen Ausblick eröffnet zu haben, und kann nur versuchen, im zusammenfassenden Rückblick die Fragestellung noch etwas anders zu fassen und damit zu verdeutlichen. Wir hatten in drei Ansätzen (die nicht aufeinander aufbauten, sondern von verschiedenen Seiten das Problem in den Blick nahmen) folgende Forderungen gestellt:

1. Gelassenheit als das richtige Sicheinlassen in den Gang der Zeit, mit innerer Ruhe, ohne Hast und ohne Säumigkeit.

2. Hoffnung, die über alle Planung und Vorsorge hinaus das vertrauensvolle Verhältnis zur unvorhersehbar offenen Zukunft bezeichnet.

3. *Ewigkeit,* d.h. fester Stand gegenüber der Vergänglichkeit des zeitlichen Daseins, der nicht durch die Flucht vor der Zeit, sondern nur in der rechten Erfüllung der Zeit gewonnen werden kann. [225/226]

Ich versuche, das hiermit umrissene richtige Verhältnis zur Zeit mit einem von *Merleau-Ponty* (22) tiefsinnig gebrauchten Wort als das *Wohnen in der Zeit* zusammenzufassen. Wie der Mensch im Raum wohnt, indem er sich in der grossen und unheimlichen Welt an einem be-

stimmten Ort niederlässt und in ihm heimisch macht und doch dazu nur imstande ist, weil er über alle Zerstörungen hinweg von einem letzten Vertrauen zur Welt getragen ist, so wohnt er auch in der Zeit, indem er sich in Gelassenheit im gegenwärtigen Augenblick niederlässt, die vielfältigen Funktionen im „Gebäude“ der Zeit angemessen erfüllt, das Mögliche mit Verantwortung und Sorgfalt plant und sich der offenen Zukunft in unbeugbarer Hoffnung entgegenwendet und so der Gegenwart einen Sinn verleiht, der in sich selber ruht und über alle Vergänglichkeit hinausweist.

Literatur

1 *Bergson, H.:* L'évolution créatrice (Alean, Paris 1907); deutsch: Schöpferische Entwicklung (Diederichs, Jena 1912).

2 *Heidegger, M.:* Sein und Zeit (Niemeyer, Halle/Saale 1927).

3 *Minkowski, E.:* Le temps vécu. Etudes phénoménologiques et psychopathologiques (Collection de l'Evolution Psychiatrique, Paris 1933); deutsch: Die gelebte Zeit, vol. 1: Über den zeitlichen Aspekt des Lebens (Salzburg 1971); vol. 2: Über den zeitlichen Aspekt psychopathologischer Phänomene (Salzburg 1972).

4 *Bollnow, O.F.: in Minkowski* Die gelebte Zeit. Z. Pädag. *19:* pp. 149-155 (1973).

5 *Bollnow, O.F.:* Das Verhältnis zur Zeit. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie (Quelle & Meyer, Heidelberg 1972).

6 *Rilke, R.M.:* Tagebücher aus der Frühzeit, p. 213 (Insel-Verlag, Leipzig 1942).

7 *Rilke, R.M.:* Gedichte 1906-1926, p. 77 (Insel-Verlag, Wiesbaden 1953).

8 *Lenau, N.:* Waldlieder. Sämtliche Werke, vol. 1, p. 322 (Bibliographisches Institut, Leipzig).

9 *Goethe, J. W.:* Faust, Gedenkausgabe, vol. 5, p. 200 (Artemis-Verlag, Zürich 1950).

10 *Dehmel, R.:* Der Arbeitsmann; in *Vesper* Die Ernte der deutschen Lyrik, p. 433 (Langewiesche-Brandt, München).

11 *Ballauf, T.:* Systematische Pädagogik, pp. 148 ff. (Quelle & Meyer, Heidelberg 1962).

12 *Langeveld, J.M.:* L'endroit secret de l'enfant; in Situation. Beiträge zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie, pp. 124 ff. (Spectrum, Utrecht 1954).

13 *Nietzsche, F:* Werke, vol. 6., p. 402 (Kröner, Stuttgart).

14 *Bollnow, O. F.:* Das Wesen der Stimmungen; 5. Aufl., pp. 219 ff. (Klostermann, Frankfurt/M. 1974).

15 *Bollnow, O.F.:* Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus; 3. Aufl. (Kohlhammer, Stuttgart 1972).

16 *Saint-Exupéry, A. de:* Die Stadt in der Wüste, p. 60 (Rauch, Bad Salzig 1951).

17 *Pfahler, G.:* Der Mensch und seine Vergangenheit (Klett, Stuttgart 1950).

18 *Haeuptner, G.:* Über die Zeitkonserve und das Problem des Revenant; in Studien zur geschichtlichen Zeit. Gesammelte Aufsätze (Niemeyer, Tübingen 1970).

19 *Bloch, E.:* Das Prinzip Hoffnung. Gesamtausgabe, vol. 5 (Suhrkamp, Frankfurt/M. 1959).

20 *Brecht, B.:* Die Dreigroschenoper, p. 77 (Suhrkamp, Berlin 1955).

21 *Whorf, B. L.:* Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, p. 96 (Rowohlt, Reinbek-Hamburg 1963).

22 *Merleau-Ponty, M.:* Phénoménologie de la perception (Gallimard, Paris 1945); deutsch: Phänomenologie der Wahrnehmung (de Gruyter, Berlin 1966).